

## Hans Nicolaus Krauß.

Ein Mann, der seit nahezu zehn Jahren an dieser Stelle für den „Vorwärts“ und seine Leserschaft mit Liebe und Sorgfalt gearbeitet, ist nicht mehr. Hans Nicolaus Krauß, der Redakteur des „Unterhaltungsblattes“, starb in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag im Berliner St. Hedwigs-Krankenhaus. Vor ungefähr drei Monaten trat er seinen Sommerurlaub an, der ihn aber nur bis in seine Wohnung führte. Widerwillig gab er an einem Herzleiden und an Wassersucht Erkrankte dann später dem Drängen des Arztes auf Uebersiedelung ins Krankenhaus nach — widerwillig und doch nicht ohne Hoffnung auf eine Wiederherstellung seiner Gesundheit, denn noch Ende August ließ er die Mitteilung hierher gelangen, daß er am 15. September seine Tätigkeit am „Vorwärts“ wieder aufzunehmen gedenke.

Es ist anders gekommen. Der Tod hat den im rüstigsten Mannesalter Stehenden niedergeworfen. Genosse Krauß war noch nicht ganz 45 Jahre alt. So früh schloß hier ein Dasein ab, von dem wir, von dem die volkstümliche Literatur noch viel Gutes und Schönes erwarten durfte. Denn über seine ausgezeichnete Redaktionstätigkeit hinaus reicht die Bedeutung des Schriftstellers, des Dichters und Künstlers, der Menschen und Dinge zu gestalten wußte. Im Aufsatze Wilhelm Holzamers werden unsere Leser mehr darüber finden.

Nicolaus Krauß entstammt einer Försterfamilie; er wurde am 26. September 1861 zu Neuhäus geboren. Den ersten Unterricht gab ihm die Dorfschule. Später besuchte er das Gymnasium in Eger, diente dann als Einjährig-Freiwilliger in Wien und studierte gleichzeitig Philosophie, vor allem Germanistik. Aber „er auch war ein Proletar“ — Frau Sorge kam und rief ihn ab zum Brotverdienen. Bald erschienen in Eger unter seiner Leitung die „Deutschen Blätter“, eine Zeitschrift wesentlich literarischen Charakters, an der viele der inzwischen berühmt gewordenen „Modernen“ — so Dehmel, Liliencron, Bahr, Hartleben u. a. — mitwirkten. Das Blatt brachte aber auch gute Aufsätze über österreichische Politik mit stark arbeiterfreundlichem, sozial- und agrarreformerischem Einschlag. Dadurch wurde man in Berlin auf ihn aufmerksam. Er wurde Mitarbeiter an der „Volks-tribüne“ und einigen anderen Arbeiterblättern. Die „Deutschen Blätter“ stellten gar bald wieder ihr Erscheinen ein. Krauß kam nach Berlin. Und über ihn kam eine harte Zeit. Eine Zeit, von der er gelegentlich sagte, daß sie ihn oft mit einem täglichen Ausgaben-Etat von fünf Pfennigen — glücklich gemacht habe. Er hungerte wie so viele, und schrieb sich die Finger wund. Manche seiner Arbeiten erschienen auch nun in der „Volks-tribüne“, zu deren leitendem Redakteur er im Jahre 1890 aufrückte. Die Freude war nicht von langer Dauer. Die „Tribüne“ ging ein. 1891 wurde ihm die Stelle eines Redakteurs am „Volksblatt für Teltow-Nieder-Barnim“ übertragen, ein Amt, das er bald wieder aufgab, um von neuem sein Heil als „freier Schriftsteller“ zu versuchen. Vom Oktober 1894 bis Ende 1895 war Krauß redaktionell am „Sozialdemokrat“ tätig, um nach einer nochmaligen kurzen „freien Schriftstellerei“ am 15. November 1896 in die Redaktion des „Vorwärts“ einzutreten. Am 1. Januar 1897 erschien zum erstenmale unser Unterhaltungsblatt, das sich in den seitdem verflossenen Jahren unter der Hand des Genossen Krauß zu dem entwickelte, was es heute ist. Sein „Blattl“ war ihm alles. Mit großer Liebe, mit Eifer und außerordentlichem Verständnis hat ers Tag für Tag fertiggestellt. Da war ihm „das Beste gerade gut genug“. Auch für die „Neue Welt“ und für den „Neue Welt-Kalender“, die er von 1899—1904 leitete.

Eine Ansammlung von Arbeit, getragen von einem hohen Verantwortlichkeitsgefühl, hat der Verstorbene für den „Vorwärts“, für seine Leser, für die Partei geleistet — unbekannt eigentlich. Denn wer von denen, die außen stehen, wußte etwas von Nicolaus Krauß? Wenige. Und diese wußten Weniges. Trotzdem er einst auch als politischer Fechter seine Feder in den Dienst der Arbeiterklasse gestellt, konnte er doch nicht mit seinem Namen hervortreten. Denn Krauß war Oesterreicher, also Ausländer, der stets die Gefahr vor Augen sehen mußte, ausgewiesen zu werden.

Aber Krauß ist sogar denen, die enger mit ihm zu tun hatten, in gewissem Sinne ein Unbekannter geblieben. Das lag meist an ihm. Er war „halt ein einsamer Vogel“ — wenigstens in den letzten Jahren, da ihm die Krankheit wohl schon im Blut stecken mochte. Er suchte die Einsamkeit, die Abgeschlossenheit; recht „akklimatisiert“ hat er sich bis an sein Lebensende nicht in unseren nord-deutschen Verhältnissen. Mancher stieß sich an den Ecken und Kanten seines eigenartigen Charakters — aber mancher freute sich auch an der derben Ungezogenheit, die ihn auszeichnete. Noch im Tode aber hat seine nach Einsamkeit strebende Charakterneigung sich geäußert: sein Begräbnis soll, so hat's der Sterbende gewünscht, in aller Stille begangen werden.

Mag's drum sein. Nicht die äußeren Zeichen sind's ja im Grunde, die einen Toten ehren. Was er getan, geschaffen, das lebt und ehrt ihn, das bleibt bestehen und zeugt von ihm, wenn auch der Leib zurückgekehrt ist zum ewigen Staube. —

## Der Wald.<sup>\*)</sup>

Von Nikolaus Krauß.

Der Wald! Er war der Nährvater aller. Arbeit und Brot gab er ihnen, und sie opferten ihm ihre Kraft, ihren Schweiß, oft ihre geraden Glieder, nicht selten ihr Leben. Seit Generationen gehörten sie zusammen, sie und der Wald. Der Diensthote im Flachlande konnte weiter gehen, wenn es ihm nicht mehr gefiel; sie hielt das kleine Haus, der Acker, der ihnen Kartoffeln trug, und der Wald. Als unsterblich erschien er ihnen; wo das eine Geschlecht Jungföhren sah, fand ein anderes schlagbaren Hochwald. Immer war er ihnen der Gültige. Beeren und Pilze bot er ihnen und Moos und dürre Nadeln für ihre Felder. Er ließ heilkräftige Kräuter wachsen und spendete wohlriechendes Harz und frische Sprossen für die Kranken und Breihaften. Und sie liebten ihn, liebten ihn mit jener Liebe, in der unerschütterliches Vertrauen beschlossen ist.

Und aus diesem Vertrauen, aus dieser Liebe heraus fanden sie ihr Verhältnis zum Förster. Er war der Vertraute des Waldes, sein Priester; er wußte alles, was ihm frommte, und tat es. Wie konnte der ihnen Feind sein? Für den Förster war der Wald alles. Er hatte keine Götter neben ihm. Alles andere, mochte es sein, was es wollte, kam erst in zweiter Reihe. Der Wald und der Dienst! Der Dienst, der nicht nach der „Vorschrift“ fragt, sondern der Sache um ihrer selbstwillen sich widmet, der jede Faser und jeden Blutstropfen beansprucht. Von ihnen ging die letzte Rede am Abend, und ihnen galt am Morgen der erste Gedanke. Ein stolz-freudiges Gefühl stieg in dem Förster empor, wenn er sich den Wald betrachtete, seinen Wald! Wie der Mitschöpfer kam er sich vor seines Gottes.

Lange fand Vene keine Stellung zu den Anschauungen, Gefühlen und Stimmungen. Ihr, dem Rinde des Flachlandes, erschien der Wald als etwas Duster-Geheimnisvolles. Das Sturmes-Necken in den Föhrenkronen jagte ihr Schauer über die Haut; das tausende Krachen stürzender Stämme ließ sie bis ins Mark erzittern. Wenn man von einem Fenster, hinten bei der Pumpe hinaussah, erhob sich knapp hinter den wenigen Feldern die dunkle Wand. Wie ein schwarzes, lauerndes Ungeheim lag er da. Und was war denn Schönes an ihm? Tausend und abertausend Bäume standen nebeneinander, hohe und niedrige, dicke und dünne, alte und junge. Das mußte Brennholz in die Million geben! Schon recht! Aber dieser Holzhaufen trug ja die Schuld, daß sie hier trotz aller Anstrengungen, Mühen, trotz des besten Willens nicht festen Fuß fassen konnten! Wie kam das nur?

Vene wurde eifersüchtig auf den Wald.

Mählich lernte sie sehen. Sie unterschied die tiefgreifende, ernste Föhre von der freundlicheren, etwas einförmigen Fichte und diese wieder von der stillen, hohen Tanne. Und sie schaute und sie fand immer neue Gesichter. Nicht ein Baum war dem anderen gleich. Alte Murrköpfe gab's da, die sich einzeln hielten, und Spazmacher wieder, die nie zu Ruhe kamen, erschöppte Greise und sich emporreckende Jugend; Jungvölkler sicherte, und die Töne erstarben in einem zerfließenden Gewisper. Jeder Baum hatte eine besondere Stimme und jede Art ihre eigenen Töne . . .

An einem Sonntag Nachmittag, in der Zeit, da der Sommer scheidet, ging Vene auf dem Sträßchen, das am Forsthaus vorbei nach dem Gebirge führt, in den Wald. Der Tag war still. Neben dem Wege, dessen Löcher man mit Steinen, Prügelholz und Reijig zu stopfen versucht, zog sich zu beiden Seiten der Wald. Raum das Stangenholz erschien noch geschlossen, der Hochwald war stark gelichtet; es war Bauernwald. Langsam schritt Vene dahin, über breite Sonnenbänder und unter überhängenden Nisten, wo es fast kühl war. Sie und da leuchtete unter Jungfichten ein Fliegen-schwamm hervor, man spürte deutlich den etwas strengen Duft des Preiselbeertrautes.

Nach einer halben Stunde trat zur Rechten der Wald zurück. Knapp am Wege erhob sich ein Gemäuer, eine Vebank stand davor, den Zwischenraum füllten ein Duzend Rücken. In Venes Brust war Freude, ein stiller Jubel, dem sie keinen Namen geben konnte. Fast gleichgültig ging ihr Blick über das Bethäusl, über das auf Holz gemalte Bild der heiligen Barbara, über die langschwänzigen Teufel, die das Bett des „sterbenden Sünders“ umlauerten. Es war ihr nicht

nach Veten; das möchte die erleichtern, die bedrückten Herzen herkommen.

Auf einen Stein unter einer Eberesche ließ sie sich nieder. Ihre Blicke suchten den Wald. Ein sanftes Fließen zog durch ihre Glieder, als sie ihn sah. Vor ihr ein langer Hauf mit Jungföhren, in lindes Licht getaucht von der sich abwärts neigenden Sonne. Als wären sie aus grauer Seide, erschienen die Maitriebe der Kiefernbüsche, freundliche Birken tauchten auf, da und dort glomm das rote Blatt der Waldbrombeere. Links zog sich eine Fichtenwand hinab. Und gerade aus, weit unten, die Föhren. Zu dunklen Kuppeln schoben sich die Kronen zusammen. Und an den Stämmen ließ, zingelte, loderte es empor bis unter die nestähnlichen Nadelbüschel, rot, orange und gelb, bunt und doch den Augen ein Labfal: das milde Licht des sterbenden Sommers. Und nirgends auch nur ein Hauch . . . Vene stockte der Atem. Als mühte sie dem pochenden Herzen, den klopfenden Pulsen wehren, ersahen es ihr.

Und immer weiter wuchs das Bild. Ueber den Wald empor rechte der Till'n sein massiges Haupt. Und weit über die Föhren hinweg drang der Blick über helle Waldwiesen und glitzernde Wasserflächen; enge Schluchten tauchten auf, die das Licht durch den Wald gerissen zu haben schien, einsame Weiler und Siedelungen auf weiter Rodung; über Hügel und Berge, Hänge und Lehnen zog sich der Wald bis hinauf, wo das Kaisergebirge mit blauem Gedämmer den Rahmen schloß.

Mit emporgehobenen Händen schnellte Vene empor. Das war der Friede! . . . Das Glück! . . . Sie hatte ihre Heimat gefunden.

## Der Dichter Krauß.

Vor fünf Jahren machte ich seine literarische Bekanntschaft, vor drei Jahren seine persönliche. Ich kam damals von Paris und war betroffen, als ich ihn sah. „Sie sind Hans Nicolaus Krauß?“ — „Joh! Warum moanens?“ Und ich meinte, weil er nicht mehr jung war. Weil ich mir ihn jung vorgestellt hatte, weil in seinen Büchern so viel Jugend war. Jugendlich ist sein literarisches Bild. Jugendlich wie es damals war, ist es heute noch, nicht deshalb, weil er uns seit Anfang der neunziger Jahre nichts Geschlossenes mehr gegeben hat, sondern auch, weil das, was er sporadisch im Laufe der Jahre gab, den gleichen Stempel der Jugend wie seine große Roman-Trilogie „Heimat“ trug. Dieses Wort nur gesagt, ergänzt sich schon das Bild. Er war der echte Sohn seiner Heimat geliebten und hatte ihr nicht nur literarisch, sondern auch menschlich die Treue gehalten. Er war ein Sohn jenes Waldes, den er im „Förster von Konradsreuth“ so wunderbar geschildert hat, und er war wie dieser Förster so gerade und aufrecht, so trotzig und fest. Und er war wie seine „Vene“ so hart und ausdauernd, so frei und unabhängig und so ganz und gar ein Mensch, der sich sein Schicksal selbst gezimmert hat. Und er war wie der Egerländer überhaupt, den er in seinen Büchern geschildert und den er zum erstenmal in die Literatur eingeführt hat: freheitsstrotzig und mundauf; radikal und konservativ; schimpffroh und empfindlich; ernst und schwerfällig und voll grotesker Humore; heute hinter dem Ofen sitzend und morgen als Wandervogel auf allen Strassen; „zäh wie ein Kronatwettsteden, im Besitz eines Dialektes voll weicher Solale, voll alldeutscher Worte und Wendungen“. Er war stolz darauf, und wenn man im Scherz von seinem Egerland als vom Böhmerland sprach, fuhr er wütend auf und fluchte alle Wetter vom Himmel, betonend, daß er ein F r a n k e sei und die Egerländer nicht Böhmen, sondern Franken seien.

Hans Nicolaus Krauß hat in seiner Jugend nicht nur den Wald so vollkommen erlebt, daß wir ihn als Schilderer des Waldes getrost neben Adalbert Stifter stellen dürfen, er muß auch in jungen Jahren viel Qual, viel Not und Bitterkeit ertragen haben. Denn nur so einer kann es fertig bringen, ein ganzes Buch über die Leiden einer Jugend zu schreiben, wie es „Vene“, der erste Teil der Roman-Trilogie „Heimat“ ist. Und wieder muß ihm die Gabe der Hellgängigkeit verliehen gewesen sein, denn nur so einer kann das bewegte Leben der Heimatstadt schildern, wie es Krauß in Schlussteil seiner Roman-Trilogie, in „Die Stadt“ getan hat. Und es mußte eben einer ein Dichter sein, um das Ethnologische seines Stoffes so vollkommen im Epischen aufgehen zu lassen, um das Einzelne bedeutungsvoll zum Typischen zu erheben, wie es ihm in den drei Büchern in drei so verschiedenen Stoffen wie Land, Wald und Stadt gelungen ist. Diese Werke wurzeln im Heimatlichen, sie gewinnen ihre Bedeutung in der Heimatkunst, aber sie erheben sich über das Heimatliche hinaus in das Typische des Lebens, sie sind Lebenskunst.

Als Krauß seine Bücher schrieb, war das Wort Heimat-kunst noch nicht zur allgemeinen Geltung gelangt, wenn es überhaupt schon angekommen war. Als der letzte Band kam, war schon für unsere gegenwärtige Dichtung, und auch, damit zusammenhängend, für unser Publikum, eine Zeit des mehr Problematischen in der Kunst gekommen. Und wie er so einerseits etwas zu früh, andererseits ein wenig zu spät kam, kam er

\*) Aus dem Roman „Der Förster von Konradsreuth“ (Verlag Egon Neischel u. Co., Berlin).

um seinen großen momentanen Erfolg. Als er seine „Lene“ schrieb, mußte die Leserschaft erst lernen, daß auch eine einfache Dienstmagd ein Mensch sei, wert, zur Heldin eines Romans gemacht zu werden. Krauß selbst ließ sich von der Schnelllebigkeit unserer Zeit auch in literarischer Beziehung und der Ungunst des Geschmades nicht beirren — lächelnd sprach er davon und so führte er durch die drei Bände seines „Heimat“-Romans den prächtigen Charakter der Lene durch, einer der stärksten, wahrsten und aufrichtigsten Frauencharaktere, echt realistisch, voll strotzender Gesundheit und Klarheit des Empfindens, wie sie unsere neuere Dichtung selten aufzuweisen hat. Eine Gestalt, die neben den Gestalten Gottfried Kellers bestehen kann. Wie alles Starke niemals verloren gehen kann, so muß auch diese Schöpfung einmal ihre richtige Bewertung finden und sich die Gunst der Leser erzwingen zum Ruhme ihres Schöpfers. Schade, daß dieser Ruhm, nun der Dichter tot ist, nur ein Nachruhm sein kann!

Wir gehen mit Lene den Lebensweg von früher Kindheit an durch Jugendleiden, durch Armut und die Zwitterstellung des Waisenkindes bis zur Selbständigkeit der Dienstmagd, ihre Verfolgungen und Versuchungen, ihrer entsagenden Liebe bis zu ihrem endlichen Entschluß, die Frau des verwitweten Försters von Konradreuth zu werden. Und wir sehen sie an der Seite ihres Mannes, wie sie ihm beisteht als treuer Kamerad und mit ihm ohne Sentimentalität den Wald lieben lernt, der den Stabkenten nur ein Spekulationsobjekt, den Förstern und Holzern aber ein Stück ihrer Seele ist. Und wir sehen sie in schwerer Stunde, da der Förster, halb gebrochen durch eine falsche Anklage, sich verzweiflungsvoll den Tod geben will, den Mann aufrichten und ihn ins Leben weisen.

„Vor ihnen lag der Hau, stumm standen die Kiefernbüsche, als leuchte jede Nadel der Nacht entgegen. Hoch über sie hob sich eine alte starke Föhre, in ihrer breiten, gesunden Krone lohte die sinkende Sonne.“

„Lene wies mit der Hand nach dem Baume. . . .“

„Das bist du! . . . Und ich deine Sonne! . . . Wo Mann und Weib zusammensteh'n, kein Teufel kann's dermachen! . . .“

So klingt der Band „Der Förster von Konradreuth“ aus, in dem neben dem Lied des Waldes auch das Lied des Forsthauses und der Förstertreue gesungen worden.

Und wir sehen im dritten Bande die Lene die Tragödie der jungen Witwe erleben, an die die Versuchung herantritt, durch eine neue Heirat sich ihrer ärmlichen Verhältnisse zu entledigen. Aber sie entsetzt. Klar und groß steht das Bild ihres Mannes vor ihr, der ihr immer noch den letzten und besten Rat weiß. „Ihr Inneres war ruhig. Sie wußte, daß der Sturm, der sie die letzten Tage durchwühlte, der letzte gewesen.“ Wir nehmen Abschied von Lene, aber es ist kein trauriger. Er hat einen schönen und hohen Ausklang.

„Aus den Essen stieg der Rauch kerzengrade in die Luft. Ein neuer, schöner, klarer aber kühler Tag stand in Aussicht.“

Der Herbst war da!

„Auch meiner ist gekommen!“ dachte Lene.

Aber mit leuchtenden Augen ging sie hinab, an die Arbeit.

In den Kreis des kulturhistorischen dieser Romantrilogie fügen sich auch die übrigen Bücher von Krauß, die aber dem Romanwerte an Bedeutung nachstehen, ein. Echte Poesie in Humor und Tragik enthalten noch die fünf Skizzen und Geschichten, die er unter dem Titel „Im Waldwinkel“ vereinigt hat. Dem gleichen Boden entwachsen, werden in ihnen die Förster und Heger, die Holzhauer, Beerenfänger und Pilzesucher in den Sitten ihres Landes und dem Aberglauben, der ihr Empfinden beherrscht, lebendig.

Als eine sprachliche Vorstudie für seine poetischen Werke darf man die Dialektstudie „Egghaldrich“ persönlich bewerten. Zum erstenmal ist in ihr der Egerländerdialekt literarisch verwertet worden.

In letzter Zeit sprachen wir viel von dem neuen Buche, das Krauß diesen Herbst herausbringen wollte. Seine Schreibweise war immer knapper, sogar bis zur Abgerissenheit gediehen. Ich wies auf die Gefahr hin, die darin liege. Er lächelte und hat, vertrauensvoll das Ganze abzuwarten. Die Beziehungen, die im einzelnen verloren gingen, werde schon das Ganze wieder herstellen. Im übrigen sei er soweit gekommen, daß er nur darstelle und alles erklärende Sagen unterlasse. Die Art der Darstellung hatte schon der Roman „Die Stadt“ in hohem Maße, und ich wiederhole hier den ersten Gruß, den ich ihm literarisch dargebracht, als den letzten, weil ich glaube, daß darin enthalten ist, was das Wesentliche seines literarischen Bildes abgibt: „Was wollte dieser Dichter? — Dichten! Das Leben und Treiben, Matsch und Arbeit, Plänen und Feiern, ehrliches Erringen und heimliches Erschleichen, ernste Gänge und lustige Tänze, Jung und Alt und viel tüchtige Menschen einer ganzen Stadt uns vor Augen führen. Jedenfalls aber, und ganz besonders einen prächtigen, kernfesten Charakter in der Försterswitwe Lene Gruber. Dieser Dichter, kommt ohne „Geschichte“, ohne eigentliche Fabel aus, der fügt nur einfach Geschehnis an Geschehnis, läßt Menschen auf den Plan treten und das Herz auf der Zunge tragen, läßt sie abtreten, weil das Leben sie abtreten heißt und leitet alles ganz unmerklich, ganz unabsichtlich zurück zu der Einen, die so ganz und gefestigt im Leben steht, im Schwankenden sich aufrichtend am Vorbild des toten Mannes, im Zweifelnden sich tiefer in sich selbst vertiefend, zu der Einen, die das Leben nicht verlieren, den Menschen ich nicht abwenden kann, weil jede ihrer Handlungen

nur der Beweis und Ausdruck der Treue zu sich selbst ist. Die Treue zu uns aber ist allemal ganz von selbst die Treue zum Leben. Hier freilich — hier erhebt selbst in dieser Dichtung das Problem sein Haupt. In allem ist diese löbliche Wirkung des Herzens, des Dichterherzens, das tiefer ins Leben führt und in dessen Pulsen der Puls der Welt schlägt. Hier ist diese „Welt“ zwar nur die engere Heimat — aber was ist uns alle Heimat und Heimatkunst, wenn sie sich in einem engen Krähwinkel selbst genügt und nicht der Spiegel der Weite, des Weiten und Allgemeinen geworden ist! Ein Dichter dieses Spiegelnden ist Nicolans Krauß — und darin ohne jede Einschränkung ein Dichter!“

Die Heimat hat ihren Sohn, der Wald hat seinen Bruder gerufen. Nun werden wir seine Seele grüßen, wenn der Wald rauscht, wenn die Bäume grünen und die Sonne durchs Gezweige tropft. Da wird Liebe sein. Und wir werden sie grüßen, wo ein Baum aufrecht ragt über Gestrüpp und Unterholz, denn da wird Geradheit sein und Festigkeit, — Widerstand und Treue, und wir werden sie grüßen, wo die Finken schlagen und Kernbeißer schwärzen und die Baumläufer, die er liebte, quirren, denn da wird Jugend sein und Lachen. —

Wilhelm Holzamer.

## Kleines feuilleton.

o. k. Der Herbst im Volksglauben. Nach dem Kalender nimmt der Herbst am 22. September seinen Anfang. Wie er sich gestalten wird, ob warm oder kalt, ob naß oder trocken, wissen wir nicht. Das war zwar zu allen Zeiten so. Gleichwohl hat das Landvolk, das ja im unmittelbaren Kontakt mit der Natur steht, seit jeher seinen prophetischen Drang zu betätigen versucht, indem es auf Grund direkter Wahrnehmungen oder unkontrollierbarer Ueberlieferungen seiner Altvordern ein Tabularium von sogenannten Wetterregeln zusammengebracht hat. Sie bilden sein Horoskop in jeder Jahreszeit zur mutmaßlichen Vorausbestimmung der kommenden Witterung. Ein Märlein hängt an diesen Regeln, das ist wahr; aber es steckt eben doch auch oft ein Körnlein Wahrheit und Witz darin.

Wenn, so heißt es, der Anfang des Herbstes (22. September) klar ist, folgt darauf ein „windiger“ Winter. „Hart“ werde dieser sein, wenn das Laub „ungern“ von den Bäumen fällt, und „gemeinlich lang“, wenn ihm ein warmer, nasser Herbst vorangegangen. Dagegen währt die Kälte nicht lange, wenn das Laub „bald“ (rasch) abfällt. Gibt es um Michaelis (29. September) viel Eiskeln, so fällt viel Schnee um Weihnachten. An den gleichen Tag knüpft sich noch mancherlei anderes. Sind um diese Zeit z. B. die Eichäpfel inwendig schön und frisch, so bedeutet's, daß künftigen Sommer die Früchte „wohl“ geraten werden; sind sie inwendig naß und faul, so verkündigen sie einen nassen, sind sie mager und dürr, einen heißen und schlechten Sommer. Findet man darin eine Mücke, so bedeutet's ein mittelmäßiges Jahr. Eine Fliege läßt Krieg und ein nicht allzu fruchtbares Jahr befürchten. Eine darin befindliche Made oder ein Wurm bedeutet Mißwachs und teure Zeit; aber eine Spinne „drohet mit Pest und sonst einem bösen Jahr“.

Der Oktober pflegt zwar um seine Mitte herum noch einige warme Tage, den sogenannten „Gallen-Sommer“, zu bringen; er ist aber doch schon viel kritischer als der September. Wenn nämlich die Kraniche und Wildgänse wegfliegen, so bleibt auch der Winter nicht lange „außen“. Von Bedeutung ist ferner derjenige Tag im Oktober, an welchem es zum erstenmal schneit. Es wird im nachfolgenden Winter gerade so viel mal schneien, als Tage vor dem ersten Schneefall verfloßen sind. Schneit es beispielsweise am 30. Oktober, so sei demgemäß ein dreißigmaliger Schneefall zu erwarten. Nach der Art des ersten Oktoberschnees läßt sich aber auch auf den Winter oder seine Dauer schließen. Bleibt jener lange liegen, so wird dieser lange anhalten. Dagegen wird es so viel Mal Tauwetter geben, als man vom ersten Schneefall im Oktober bis zum „nächst-künftigen“ Neumond Tage zählt. Gewitter in diesem Monat haben für die Menschen traurige Zeiten im Gefolge. Wenn es nämlich donnert, während Sonne und Mond im Zeichen des Skorpion stehen, „so soll ein großer Hunger entstehen“. — Die „Observationen“ der Alten und Bauern für den November lauten nicht günstiger. Allerheiligen (1. November) bringt „gemeinlich“ noch einen kleinen Nachsommer. An diesem Abend pflegen die Landleute einen Span von einer Birke zu hauen und danach das Wetter zu beurteilen; denn ein trodener Spahn zeigt an, daß der Saft schon in die Wurzel gewichen und ein kalter Winter folgen werde; ist jener aber feucht, so soll keine große Kälte zu befürchten sein. Wichtig ist der Martins-tag (11. November). Bringt er einen bewölkten Himmel, dann soll ein beständiger, jedoch „leidentlicher“ Winter folgen. Regnet's, so bedeutet's einen unbeständigen Winter. Klarer Himmel mit Sonnenchein zeigt einen harten Winter und große Kälte an. Drei Tage vor Martini geht, nach Meinung der Landbewohner, der „Wolfs-Monat“ an. Er endigt am 7. Dezember. Fällt im November der erste Schnee in den Not, so soll es Feuerung bedeuten; fällt er aber auf trodenes Erdreich, dann wird ein fruchtbares Jahr vermutet. Wie das Wetter im Volksmonat ist, so soll es auch „wintern“ im künftigen März. Viel Aufmerksamkeit pflegen

die Bauern auch den gebratenen Martinsgänsen zu schenken. Nach diesem Glauben gibt es Kälte vor Weihnachten, sofern das vordere Oberteil am Brustknochen braun ist. Zeigt der Knochen dagegen weiße Farbe, so deutet es Schnee oder Regen an. Das eine oder andere dieser Anzeichen auf dem „Hinterteil“ des Knochens soll die Bitterung nach Weihnachten anzeigen. Bemerkenswert im Bauernkalender sind dann noch der Andreasstag (9. Novbr.), der 22. November und der Katharinentag (25. Novbr.). Wie sich der Tag vor Katharinen verhält, eines solchen Jahres soll man künftig gewärtig sein. Wie sich dieser Tag bei einem Gewitter zeigt, „also soll sich der Christmonat und Januar verspüren“ lassen. Und wie der 26. November ist, so soll auch der Hornung (Februar) sein. Donner am 22. November, wenn die Sonne im Zeichen des Schützen steht, bedeutet ein fruchtbares Jahr. Desgleichen wird sein, wenn ein am Andreasabend mit frischem Brunnenwasser gefülltes Glas, das auf den Tisch gesetzt wurde und da über Nacht stehen bleibt, am folgenden Morgen übergelaufen ist. Gesah dies nicht, so läßt sich das Gegenteil vermuten. Domerts — das gilt vom Dezember, wenn die Sonne im Skorpion steht — so kommt im folgenden Jahr viel Wind, Kälte — und auch wohl Krieg. Mitunter aber — kommt's auch anders. —

a. Die Wahrprobe. Aus der großen Zahl der altgermanischen Beweismittel, die unter dem Namen Gottesurteile oder Orakalien zusammengefaßt werden, wurden nur zwei mit in das mittelalterliche Recht hinübergenommen, der Zweikampf und die Wahrprobe. Bei der Wahrprobe gehen dabei noch lange zwei Anschauungen nebeneinander her, der Glaube an den Eingriff des überirdischen, des göttlichen Richters und der Nachklang an den uralten Seelenkult, der Glaube an die Macht des Blutes selbst. Nach altgriechischer wie altgermanischer Anschauung war das Blut der Träger der Seele und nach dem Abscheiden der Seele hatte diese noch immer die Macht, durch das verlassene Blut Zeichen und Wunder zu tun. Daher erzählt Brunner von einer holländischen Rechtsgewohnheit, die bis in das 15. Jahrhundert andauerte, nach welcher derjenige, der mit einem unbekanntem Ermordeten oder Ertrunkenen verwandt zu sein behauptete, sich Blut des Unbekannten auf die Hand träufeln lassen mußte. Sei er in Wahrheit mit dem Unbekannten verwandt gewesen, so haßte das Blut so fest, daß es nicht abzuwaschen sei. Der gleiche Glaube an die Wunderkraft des Blutes selbst veranlaßt auch Kriemhild, die Burgunder an die Leiche Siegfrieds treten zu lassen. Beim Erscheinen Hagens blutet bekanntlich die Wunde.

Als gesetzliches Beweismittel, als Gottesurteil, diente die Wahrprobe bis weit hinein in das 17. Jahrhundert. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England, Schwiz usw. läßt doch für England noch Shakespeare in seinem Richard III. die Prinzessin Anna sagen, als Gloucester an die Wahre Heinrichs VI. tritt:

„Ihr Herren seht, seht! — Des toten Heinrichs Wunden  
Deffnen den starren Mund und bluten frisch,  
Denn deine Gegenwart zieht dieses Blut  
Aus Adern kalt und leer, wo kein Blut wohnt.“

In Deutschland finden sich daher in allen Landesteilen Beispiele ihrer Anwendung. So mußten z. B. in Sagan im Jahre 1578 sich alle Handwerksknechte derselben wegen eines erstochenen Studenten unterziehen. 1639 hält die heftige Landesordnung an der Rechtsgültigkeit der Wahrprobe fest und 1684 kommt sie in der Schweiz noch in Basel in Anwendung. In den alten schweizer Rechtsordnungen finden sich ausführliche Bestimmungen über ihre Anwendung. So bestimmt Schwyz 1342: „Wer den anderen zu todt schlat oder ersticht, oder welichen weg er in ertödt, da soll der, so darum beklagt und geschuldigt wird, über den toten gan uff gottes erbarmde. Wirt der totte blutende, so soll man den schuldigen ouch tötten und soll in darvor nieman schirmen.“ — In Luzern sollte nach den Vorschriften von 1542 die Wahrprobe folgendermaßen vor sich gehen. Man sollte die Wahre mit dem Toten außerhalb des geweihten Bodens (denn man kein verlumdeten Gefangenen in das gewicht führen soll) unter freien Himmel auf einen freien Platz setzen, so daß von nirgends her irgend jemand auf die Wahre sehen könne (dann wann ein Thäter die Bar sieht, so zeichnet sy). Der Beschuldigte sollte hierauf an allen Orten beschoren, wo der Mensch Haare hat, nadend bis auf ein neues Untergewand, ein geweihtes Licht in der Hand, von den sieben richterlichen Beigeordneten an die rechte Seite der Wahre geführt werden. Hier sollte er niederknien, beten, damit Gott zum Bestand der Wahrheit ein Zeichen tun möge, dann auf die Brust des Leichnams, der um Wunde, Herz und Mund entblüht sein mußte, die rechte Hand legen und schwören, daß er an dem Todschlag oder Morde unschuldig sei. Bekundeten die sieben Beigeordneten unter ihrem Eide, daß kein Zeichen geschehen, so wurde er entlassen „er soll von dem Todschlag seyn und soll darum männiglich seyn Freund seyn“.

Der das Graußige des Vorganges bei der Wahrprobe — (oft hatte der Leichnam schon Wochen und Monate in der Erde gelegen) — und dessen Einfluß auf das Seelenleben eines Schuldigen in Betracht zieht, den kann es nicht Wunder nehmen, daß die Wahrprobe als Ueberführungsmittel vielfach Erfolg haben mußte. Und so bestimmt den 1556 in Montpellier der Mörder eines Kanonikus vor dem ausgegrabenen Leichnam seine Schuld, ohne daß irgend ein Zeichen

erfolgt wäre. Einen gleichen Fall berichtet der Verner Chronist Anshelm, wo der Mörder des Bürgermeisters von Zurich 1417 an der Wahre seine Schuld bekannte. Andererseits wird ganz ernsthaft von dem Eintritt des erwarteten Wunders, des Wundenblutens gesprochen. So blutete 1417 in Konstanz der Leichnam des Propstes Nicolaus von Luzern, als sein Mörder an die Wahre geführt wurde. 1577 wurde im Winter in Baden (Schweiz) eine Dienstmagd des Kindesmordes durch das Bluten des Leichnams überführt. Daß ein aus dem Wasser gezogener, gefrorener Leichnam in einer warmen Gerichtsstube aufsteht und blutet, dazu braucht es allerdings kein Wunder. Die gleiche natürliche Ursache hatte vielleicht 1503 die Ueberführung des Birtes Buggerli in Zürich. Nach der Chronik soll das Messer mit dem der Mord geschah, sofort Blut geschwigt haben, als der Mörder es in die Hand nahm.

Natürlich sind auch die Fälle des Versagens der Wahrprobe recht häufig. So waren 1534 in Hochdorf (Luzern) ein Vater und dessen Sohn erstochen worden. Die mutmaßlichen Täter wurden unter der Linde zu Hochdorf über die Leichen geführt, ohne daß irgend ein Zeichen, auf Grund dessen man sie hängen konnte, erfolgt wäre. Im gleichen Jahre kam ein gleich ergebnisloser Fall in Luzern selbst vor. In der kurzen, knappen Sprache des Chronisten lautet die Stelle: „Anno 1534 circa trium regum schlug Toni Späni us Rotenburger ampt sin wib; darüber lag's übernacht drauss, gieng morgens gen Meggen har (da si dienet); ward krank und in derselben nacht starb si. Ward er gefangen, lag in turm. Der ward übergefueert uf Agnese, was mitwuchen und mechtig kalt, hie im Hof (St. Leodegard, Luzern), zwüschen pfaff Hubers und der chorherren hus, schwur er, aber es kam kein Zeichen.“ —

### Notizen.

— Die literarische Gesellschaft wird im Laufe dieses Winters „Frau Warrens Gewerbe“, Drama von Bernard Shaw, durch das Ensemble des Nürnberger Intimen Theaters und „Der Andere“, tragische Komödie von Julius Bab, durch Berliner Künstler unter Leitung von Dr. Martin Bidel zur Darstellung bringen. —

— Unter dem Namen Tiergarten-Theater soll ein neuer Musentempel im Westen errichtet werden. Als Terrain hat man einige Grundstücke im Blumeshof in Aussicht genommen. —

— J. Biegands Schauspiel „Frühling“ ist vom Hoftheater in Stuttgart, sein Drama „Krieg“ vom Wiener Volkstheater, das Schauspiel „Nacht“ vom Stadttheater in Krefeld und vom Hamburger Schillertheater zur Aufführung angenommen worden. —

— Gumperdinds „Hochzeit wider Willen“ erzielte bei der Erstaufführung im Stadttheater in Leipzig trotz guter Darstellung nur einen Achtungserfolg. —

— „Die Schönen von Fogaras“, Alfred Grünfelds komische Oper, Text von Viktor Léon, soll am Dresdener Opernhaus aufgeführt werden. —

— „Die Teufelschönheit“, eine phantastische Operetten-Burleske in 3 Akten von James Harch und Carl Berger, Musik von Jonny Vell, ist der Erfolg der Saison am böhmischen Theater zu Prag-Smichow. —

— Eine Georginen-Binderei-Ausstellung wurde gestern nachmittag in der Westhalle des Landes-Ausstellungspalles im Anschluß an die neunte Dahlien-Ausstellung eröffnet und wird bis zum Sonntag dauern. —

— Eine Ausstellung für Grabmalerei ist in Frankfurt eröffnet worden. Sie will auf die Friedhofskunst fördernd einwirken, indem sie den Gegensatz zwischen künstlerischem und fabrikmäßigem Grabmal zur Darstellung bringt. —

— Zwei Kolossalbilder des Apollo sind auf Sunion, der Südpitze Attikas, aus der künstlerischen Terrasse des Poseidontempels ausgegraben worden. Nach den Verlesungen zu urteilen, sind sie 480 v. Chr. von den Persern von ihren Unterbauten herabgestürzt und beim späteren Poseidontempel durch Einbau in die Terrasse auf die Nachwelt gerettet worden. —

— In Gelnhäusen bei Kassel wurde ein 18 Meter im Durchmesser haltendes Hügelgrab freigelegt. Es soll aus dem vierten Jahrhundert vor Christi Geburt stammen. —

— Eine neuerliche belgische Forschungsfahrt nach dem Südpolargebiet wird in Brüssel geplant. —

— Jüdische Kosaken. Es dürfte nur wenigen bekannt sein, daß es auch jüdische Kosaken gibt. In der „Jewish Encyclopedia“ wird berichtet, daß sie bereits zu Beginn des Mittelalters existierten. Auf der jüngst in London erfolgten Internationalen Territorialorganisation konstatierte ein russischer Delegierter, daß die jüdischen Kosaken noch existieren, was man nicht gewußt hatte. Die jüdische Kosakenkolonie besteht aus etwa 600 Familien. Sie sind äußerlich fromme Juden, unterscheiden sich aber im übrigen gar nicht von ihrer wilden Umgebung. Sie sind vorzügliche Schützen, sehr geschickte Reiter, aber auch tüchtige Landwirte. Auch sonst haben sie alle Gewohnheiten und Sitten ihrer Landsleute adoptiert. Sie sind aber bereit, in ein jüdisches „Neuland“ überzusiedeln. —

(Voss. Blg.)